

für die

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 128.

Berlin, Donnerstag den 24. Oktober

1844.

### England.

#### Physiologie des britischen Parlaments.

##### II. Das Oberhaus.<sup>\*)</sup>

Die Pairs-Kammer wird sehr richtig und charakteristisch mit dem Namen des Oberhauses bezeichnet. Das Unterhaus, das Haus der Gemeinen, ist ohne alle Widerrede niedriger, gemeiner; wir würden fast gemein sagen, wenn wir nicht fürchteten, gegen die Privilegien des Hauses zu verstossen.

Jedermann hat von den höheren und den niederen Ständen gehört; sie bilden zwei abge sonderte Klassen der Gesellschaft, wie das Ober- und Unterhaus zwei abge sonderte Klassen der legislativen Gewalt bilden. Die höheren Stände sind wohlgekleidet, ruhig, gentlemännisch, parfümirt, schweigsam, zurückhaltend, müßig — so auch das Oberhaus. Die niederen Stände sind nachlässig, lärmend, grob, postern, plauderhaft, geschäftig — so auch das Unterhaus. Das erstere stellt die feineren und künstlicheren, das letztere die derberen, wirksameren Elemente des gesetzgebenden Körpers dar. Wenn man eine Bierstube oder öffentliche Meeting verläßt, wo Jeder spricht und Niemand etwas zu sagen hat, und sich nach einer Versammlung von Quäkern begiebt, wo Keiner sprechen will, so heißt das eben so viel, als daß man von dem Unterhause nach dem Oberhause geht; wird man plötzlich aus einer Schenke nach einem aristokratischen Zirkel verführt, so vertauscht man nur das Haus der Gemeinen mit der Pairs-Kammer.

Bringt das Unterhaus durch seinen gänzlichen Mangel an Würde und Anstand einen ungünstigen Eindruck hervor, so verfällt das Oberhaus in den entgegengesetzten Fehler; hier ist Alles kalte Würde und stolze Gleichgültigkeit. Man wird gleichsam in die Musik-Galerie eines Salons eingeführt, wo ein Paar Duzend ernster, respectable, ällicher Herren versammelt sind. Der Fußboden ist mit Scharlach-Tuch bedeckt, die Wände sind mit Scharlach-Tapeten ausgeschlagen, die Bänke haben scharlachrothe Kissen mit gepolsterten, scharlachrothen Lehnen; in der That würde man ohne die Bänke und den scharlachrothen, länglichen, bettähnlichen Sitz, den man den Wollsaack nennt, und den Thron mit seinem Baldachin, den Versammlungs-saal der Lords von dem Speisesaal des ersten besten derselben nicht unterscheiden können. In diesem Raume ist Alles ruhig und gentlemännisch; selbst die Fremden auf der Galerie werden von der hochadligen Atmosphäre angesteckt und wagen kaum, um sich zu blicken. Der Thürsteher ist ein würdevoller Mann, mit einer würdevollen Miene und würdevollem schwarzen Anzuge. Mit dem Portier des Unterhauses hat er durchaus keine Aehnlichkeit; er weist den Fremden ihre Sitze mit einer ceremoniösen Verbeugung an und verbietet durch ein: Ps! Ps! jede Unterhaltung, ohne, wie der Andere, mit lauter Stimme: Silence! zu rufen. Die Thüren öffnen und schließen sich geräuschlos, um die Pairs ein- und auszulassen, welche auf den Stufen des Throns oder in der Mitte des Hauses stehen, oder auf den Querbänken zerstreut sind. Die jüngeren unterreden sich mit leiser Stimme, die älteren warten auf das Beginnen der Verhandlungen; Einige durchlesen die Bittschriften, die sie einzureichen haben, Andere die gedruckte Liste der an der Tagesordnung stehenden Bills u. s. w.

Hier nimmt man keine Springinsfelde wahr, die über Tisch und Bänke klettern, keine müßige Gruppen, die an der Barre plaudern, keine Redereien, keine Possen, kein Pferde-Gelächter — das Oberhaus lächelt, flüstert und wandelt ohne Tumult, ohne Geräusch umher. Es kleidet sich auch besser als das Unterhaus; Jagdjaden, weiße Hüte, gestreifte Hemden, Kamaschen oder Halbstiefeln werden nie im Oberhause getragen; das einzige ungewöhnliche Kleidungsstück, das uns dort auffiel, ist ein Paar unendlicher karirtter Pantalons.

Die Bischöfe, die von dieser Entfernung aus (wir befinden uns jetzt auf der Galerie) einer Reihe pausbäckiger Kinder gleichen, sitzen in ihren schwarzen Gewändern und ungeheuren Watist-Aermeln sehr bescheiden auf einer für sie bestimmten Bank im Hintertheil des Hauses; sonst haben wir nichts über Ihre hochwürdige Lordschafte zu sagen, außer daß Niemand deren Anwesenheit zu bemerken scheint, und daß sie, mit wenigen Ausnahmen, unglaublich dumm sind.

Ein edler Lord \*\*) scheint auf der Schatzkammerbank zu schlafen; seine Füße sind steif vor ihm ausgestreckt und versperren den Weg zwischen der Bank

und dem Tisch, so daß die Pairs, die ihn in seiner Ruhe nicht zu stören wagen, zu einem Umwege genöthigt sind; sein einfacher militairischer Ueberrock ist bis an das Kinn zugeknöpft, und sein Hut, der ihm den oberen Theil des Gesichtes bedeckt, ruht malerisch auf der Biegung seiner Ablernase. Er scheint zu schlafen, wie wir schon gesagt haben, aber seine Stellung ist noch im Schlafe wachsam — ja! er ist vielleicht in diesem Augenblick aufgeweckter als irgend ein Anderer im Hause.

Ihm gegenüber, auf dem Vorderstuhle, zeigt sich ein schöngeformtes Bein, in eng anschließende Pantalons gehüllt, die der edle Inhaber von Zeit zu Zeit mit Wohlgefallen betrachtet, indem er seinen trefflich passenden Stiefel mit einer in Silber gefaßten Reitpeitsche klopft. Lord Melbourne ist ein Mann von angenehmem Aussehen, mit wohlgebildeten, das „dolce far niente“ aussprechenden Zügen; es scheint uns aber doch nicht, daß er zu den Leuten gehört, die von der Natur zu Premier-Ministern bestimmt sind.

Eine seltsame, bewegliche Nase guckt jetzt zur Thür herein, der ein seltsamer, beweglicher Senator \*) nachhüpft. Er hüpfet von Bank zu Bank, als ob er nicht wüßte, wo er sich niederlassen solle; fährt mit der Hand in die Tasche seiner karirtten Pantalons, die ihm sowohl zu kurz als zu eng sind; stößt mit den Zähnen, kratzt sich den Kopf, reibt seine kuriose Nase, die ärgerlich hin- und herwackelt; nimmt auf dem Wollsaack Platz und springt dann wieder auf, als ob er nicht dahin gehöre; läuft nach beiden Seiten des Hauses, um, wie es scheint, die Pairs nach etwas zu fragen, und eilt dann fort, ohne auf Antwort zu warten. Seine Bewegungen erinnern uns lebhaft an eine sehr große Ratte in einer sehr kleinen Halle. Während wir ihm nachsehen, erscheint der Kanzler \*\*), prunk- und geräuschlos, und sobald er auf den Wollsaack geschlüpft ist, erhebt sich ein Pair, um eine Bittschrift vorzulegen, deren Inhalt er in einem unvernünftigen Tone angiebt, und man erfährt jetzt, daß die Verhandlungen begonnen haben.

Ein edler Lord erhebt sich und richtet mit leiser Stimme eine Frage an den edlen Herzog, der zu schlummern scheint. Der edle Herzog nimmt mit großer Bedächtigkeit den Hut von der Nase, steht auf, nähert sich dem Tische, spricht mit fester, obwohl nicht lauter Stimme einige Worte, durch die er die Frage beantwortet oder sie zurückweist, setzt sich wieder hin, küßt sich den Hut wie zuvor über die Nase und scheint wieder einzuschlummern. Nachdem man noch einige Fragen gestellt und Antworten gegeben hat, von denen wir uns nur wundern, wie die Reporters etwas daraus machen können, erhebt sich wie gewöhnlich Lord Brougham, um das Haus mit einer Rede zu infommodiren.

Es ist unmöglich, sich eine ungünstigere Lokalität für einen Redner zu denken, als das Oberhaus; man würde eben so gut thun, eine Rede in den Kataomben zu halten. Das öde, menschenleere Ansehen des Hauses, „die bettelhafte Reihe leerer Bänke“, die uns an ein Provinzial-Theater bei einer Benefiz-Vorstellung erinnern; die sichtbare Apathie, Unachtsamkeit und Gleichgültigkeit der eifrig Pairs, die als Zuhörer dienen, und die Ungeduld der drei ministeriellen Lords, die das Ganze als Geschwäg betrachten; das zerstreute Wesen des unglücklichen Lord-Kanzlers, der nach einer anstrengenden Sitzung im Gerichtshofe sich zu einem wichtigen Richter-spruch vorzubereiten wünscht; das Säubern, Strecken und beständige Herausziehen der Uhren (es fehlen jetzt nur fünf Minuten an sieben) — alles dieses würde genügen, um das Feuer jedes Redners (mit Ausnahme Brougham's) zu erstickern, der se den Mund aufthat.

Der edle und gelehrte Lord beginnt; er ist voll von seinem Thema und entschlossen, es in einer Rede auszuarbeiten. Er setzt die Wichtigkeit des Gegenstandes aus einander und nimmt die Aufmerksamkeit des edlen Herzogs in Anspruch. (Der edle Herzog bewegt den Fuß, als ob er sagen wollte: Glauben Sie nicht, daß ich eingeschlafen bin.) Er fährt fort, indem er sich zu erwärmen sucht, aber die Atmosphäre des Hauses ist zu kühl, und die Worte scheinen ihm auf den Lippen zu gefrieren. Er wagt einen Scherz; ein krankhaftes Lächeln spielt auf dem Antlitz eines oder zweier Pairs, welches in den Parlaments-Berichten des folgenden Tages in Parenthese als: (Gelächter) figurirt. Er spricht mit Ueberzeugung, aber er hat Niemanden zu überzeugen; er wird berecht, aber er findet keine Sympathie. Wenn er die Marmor-Statuen der Elgin-Galerie anredete, so würde er eben so vielen Eindruck auf sie hervorbringen.

Endlich berührt er eine Saite, die in den Herzen seiner Zuhörer wieder-

\*) Ebenfalls nach „Bentley's Miscellany“.

\*\*) Der Herzog von Wellington.

\*) Lord Brougham.

\*\*) Lord Lyndhurst.

tönt; er will „die Zeit des Hauses nicht länger in Anspruch nehmen“ (es ist jetzt halb acht) — seine Entsagung wird mit einem lauten: Hör! Hör! belohnt, die Pairs ergreifen Hut und Stock, und die zwei oder drei, die sich der Thür zunächst befinden, eilen hinaus, ohne das Ende der Rede abzuwarten. Sobald dieses erfolgt, schlüpft der Kanzler vom Wollfack herunter, die Pairs verschwinden geräuschlos wie Schatten, und man geht mit der Ueberzeugung nach Hause, daß es der Mühe werth ist, das Oberhaus einmal zu besuchen, und zwar aus demselben Grunde, warum man Entdeckungsexpeditionen nach dem Nordpol macht — um nämlich zu entdecken, daß dort nichts zu entdecken ist.\*)

## Spanien.

### Der Renegat Ripperda.

Spanien ist das Land der interessantesten Abenteuer. Darüber ist man in Europa schon so lange einig, daß wir uns weder anstrengen dürfen, es zu bestreiten, noch zu beweisen. Doch eine andere hierher gehörige Meinung scheint uns weniger fest zu stehen, die nämlich, als sey die spanische Nation so empfindlich und in einer so unzugänglichen und, wir möchten sagen, rohen Eigenliebe befangen, daß sie sich stets hartnäckig jedem auswärtigen Einflusse entzogen habe. Denn seit hundertundfünfzig Jahren lebt Spanien ausschließlich von fremden Ideen. Selbst seine gegenwärtige Verfassung hat es aus Frankreich entlehnt. Von Philipp V. an fanden dort nicht nur fremde Gedanken und Institutionen, sondern auch Männer aus allen Weltgegenden gute Aufnahme, und selbst ehe der Enkel Ludwig's XIV. die Halbinsel beherrschte, war sie flandrischen und italiänischen Kaufleuten anheimgegeben. Indeß von der Thronbesteigung Philipp's V. an bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts war der Zudrang fremder Abenteuerer am bedeutendsten. Es waren dies unruhige und meist glänzend begabte Männer, die kein anderes Kapital mitbrachten, als Muth und Thätigkeit, sich aber durch diese Eigenschaften einen kurzen Weg zum Glück und zur Macht bahnten. Es kam eine Zeit, wo es die ungeschickten, schwerfälligen und beschränkten Granden sehen mußten, daß der König buchstäblich von Fremden umgeben war. Damals erlosch der Einfluß der Fürstin Ursini, von dem aufgehenden Sterne Alberoni's verbunkelt. Und fürwahr, das heutige Spanien darf, trotz seines unteilbarsten Grundgesetzes, sich selbst zu regieren und, was es thut, durch seine eigenen Kinder zu thun, nicht streng gegen Alberoni, Giudice und alle Fremden seyn, die denselben in der Herrschaft folgten, denn selbst ihre Fehler, ihr Intrigüiren und ihr Ehrgeiz haben ihm genützt. Spanien war unter den letzten Nachkommen Philipp's II. so gesunken, daß es sich ohne Anregung von außen nicht hätte ermannen können.

Unter allen Abenteuerern, die aus allen Ländern Europa's nach Madrid strömten und mit denen Philipp V. die reiche Hinterlassenschaft Karl's II. theilte, war ohne Zweifel nur ein Einziger, der weder vor Spanien, noch vor dem übrigen Europa Gnade finden wird. Und gerade dieser hat das merkwürdigste Schicksal erlebt, ein Schicksal, dem kein Wechsel fall fehlte. Er stieg rasch, war einen Tag allmächtig und stürzte so tief von seiner Höhe, daß er bald fast gänzlich vergessen war. Man wird den Namen dieses Mannes nicht errathen; wir reden von Ripperda, dem ersten Minister der spanischen Monarchie, dem Renegaten und Generalissimus der marokkanischen Truppen, dem abgelebten Pascha, der, um nicht Hungers zu sterben, in den huertas von Jez und Tetuan Blumen baute. Ripperda war ein geborener Holländer aus einer sehr alten, sehr edlen und sehr armen Familie; aber schon früh reitete er sich durch eine reiche Heirat aus dem jammervollen Stande eines unermögenden Edelmannes. Er war in der katholischen Religion erzogen und konnte unter der Statthaltertschaft Wilhelm's von Dranien, dieser Schutzwehr des Protestantismus, keine Aussicht auf Aemter und Würden gewinnen. Er wurde daher Calvinist und erhielt zur Belohnung seines Uebertritts den Rang eines Obersten und einen Sitz in den Generalsstaaten. Der Friede von Utrecht hatte den spanischen Successionskrieg beendet; nur noch einige rein kommerzielle Differenzen waren zwischen Holland und Spanien zurückgeblieben. Diese auszugleichen, wurde Ripperda beauftragt und ging unter dem Titel eines Gesandten nach Madrid. Damals regierte der Kardinal Giudice Spanien, oder vielmehr, in seinem Namen, Alberoni. Schon in den ersten Tagen begriff Ripperda die Rolle, die er an diesem Hofe der Intriguen zu spielen hatte, und bald war er durch seine Energie, durch die Lebhaftigkeit seines Geistes, die überzeugende Beredsamkeit seiner Sprache und die Anmuth seines Benehmens die Seele aller Komplotte geworden. Hier Gewalten operirten gegen einander am Hofe und in der Stadt: Alberoni, die unzufriedenen Granden, die Königin Elisabeth Farnese und des Königs Beichtvater, der bekannte Vater Froilan, der der Held des schönen Drama's Don Carlos el Herzichado von Gil y Zarate ist. Ripperda wurde der Günstling des Kardinals und stachelte dabei den Zorn der Grandezza; er schloß sich mit der größten Vertraulichkeit an den Beichtvater an und machte sich dabei bei der Königin unentbehrlich. Seine Freunde bedeuteten ihm, daß ihm seine Konfession in Spanien bei einer politischen Carriere hinderlich seyn könnte; alsbald befeitigte er dieses Hinderniß, trat feierlichst in den Schoß der katholischen Kirche über und legte seinen Gesandtschaftsposten nieder. Ripperda

war Holländer und zwar einer aus der großen Zeit; darum war er den Spaniern in der Kenntniß der Staatswirtschaft, der Industrie und des Handels bei weitem überlegen. Alberoni, der eine große Anzahl von Fabriken und Manufakturen gegründet hatte, übertrug ihm mit dem Titel eines Intendanten und einem ungeheuren Salair die Leitung und Beaufsichtigung dieser Anstalten. Zwar nahm ihm Alberoni, nachdem er ihm das Nöthige abgesehen hatte, seine Stelle wieder, doch ließ sich Ripperda nach dem Sturze des Ministers, der bald erfolgte, wieder installiren. Seine Frau starb, und der glückliche Abenteuerer besetzte seine Stellung, indem er sich durch eine zweite Frau mit einer der mächtigsten Familien des Landes verband. Gerade um diese Zeit bekam der König Philipp V. das Regieren satt und legte die Krone in die Hände seines Sohnes, der unter dem Namen Ludwig's I. zum König ausgerufen wurde. Die Königin Elisabeth folgte dem alten Monarchen nach San Iddefonso, wohin er sich zurückgezogen hatte, und erklärte, wie er, sich aller Regierungsgeschäfte zu enthalten; aber Ripperda kannte den Charakter der hochmüthigen und herrschsüchtigen Königin besser. Er wußte, daß sie früh oder spät die Zügel der Gewalt wieder ergreifen werde, und war darum einer der eifrigsten Höflinge in San Iddefonso. Als nun wirklich Philipp V., der nicht einmal das Ende seines Vorgängers Karl's V. nachahmen konnte, bei dem Tode seines Sohnes nach Madrid zurückkehrte, war Ripperda so weit in der Gunst der Königin vorgeschritten, daß sie ihn zum Gesandten in Wien ernannte. Es war damals die, freilich unheilvolle, Politik des spanischen Hofes, um jeden Preis die Verbindungen mit Oesterreich wieder anzuknüpfen. Die vier Mächte, welche den Frieden von Utrecht geschlossen hatten, waren übereingekommen, daß dem Infanten Don Carlos die Herzogthümer Lothana, Parma und Piacenza zufallen sollten. Die Mission Ripperda's bestand nun darin, es durch alle nur erdenkliche Mittel von Oesterreich zu erlangen, daß Don Carlos unverzüglich die drei Herzogthümer in Besitz nehmen könnte. Die Königin war so gierig danach, auf der Stirn ihres Sohnes diese drei schönsten Diamanten der alten spanischen Krone glänzen zu sehen, daß sie ihrem Gesandten für die glückliche Ausführung seines Auftrages versprach, ihn zum ersten Minister zu machen. Ripperda reiste incognito nach Oesterreich; kaum war er angekommen, so schloß er mit den Ministern des Kaisers einen geheimen Traktat, dessen unglückselige Folgen noch heute auf Spanien lasten und der Philipp V. in ganz Europa verhaßt machte. Wenigstens war der persönliche Ehrgeiz der italiänischen Fürstin befriedigt, und der Hochmuth Ripperda's kannte bald keine Grenzen mehr. Mit Geräusch trat er aus seinem Incognito und hielt einen feierlichen Einzug in Wien, der enorme Summen kostete. Indeß blieb er nicht lange in Oesterreich; die Königin rief ihn nach Madrid zurück und machte ihn zum Staats-Secretair, zum Ober-Intendanten des Handels und der Marine, zum Herzog und zum Granden erster Klasse. Elisabeth Farnese hatte ihm Wort gehalten; im Verlauf weniger Tage wurde Ripperda in Wahrheit erster Gebieter der Monarchie.

Aber auf dem Gipfel der Macht und des Glückes erfaßte unseren Abenteuerer der Schwindel. Gleichmuth und Charakterfestigkeit verließen ihn, gegen alle Welt benahm er sich schamlos anmaßend, gegen seine Wohlthäterin, die Königin, bis zur Gemeinheit frechend, und machte sich, trotz der ernstlichen Berlegheiten und Gefahren, die er abzuwenden hatte, bei den Granden, wie beim Volke, durch seine beispiellose Frechheit so verhaßt, daß der öffentliche Zorn sich plötzlich Luft machte. Ripperda, der erste Minister, der Günstling der Königin, wurde auf schimpfliche Weise aus dem Palast gewiesen und sah sich am folgenden Morgen in allen seinen Besitzthümern völlig zu Grunde gerichtet und selbst von seinen Diensthofen verlassen. In keinem absolut monarchischen Lande hatte man noch einen so jähen und schweren Fall gesehen. Die Madrider waren so voller Freude darüber, daß sie vor sein Hotel zogen, um ihm zu zeigen, wie sehr sie ihn haßten und verachteten. Kaum hatte er die ersten Aeußerungen der aufgeregten Menge gehört, die sich an seine Thür drängte und sie einzustoßen drohte, als der Unglückliche, von einem panischen Schrecken gejagt, allein und in unordentlicher Kleidung, aus einer verborgenen Thür zum englischen Gesandten floh. Der Hof indeß konnte nicht gleichgültig zusehen, daß er dieses Ayl gewählt hatte, und der österreicherische Gesandte begab sich bei der ersten Kunde davon zur Königin. Man fürchtete nämlich, Ripperda könnte dem englischen Bevollmächtigten den famösen Traktat über die drei italiänischen Herzogthümer verrathen, und beschloß, sich um jeden Preis seiner Person zu bemächtigen. Unverzüglich berief man den großen Rath von Castilien und schickte auf Grund seines Urtheils am 26. Mai 1726 einen Obersten und einen Alkalde mit sechzig Reitern nach der englischen Gesandtschaft, um den gefallenen Minister gefangen nehmen zu lassen. Es war ungefähr sechs Uhr des Morgens, der Gesandte protestirte gegen die Gewalt, die man sich gegen ihn erlaubte, aber ohne Erfolg. Seine Protestation sollte angenommen werden, jedoch ohne daß man darum die Arrestation aufschob. Ripperda lag noch im Bette, als die Bewaffneten in sein Zimmer drangen. Er mußte sich rasch ankleiden, wurde in einen bereit gehaltenen Wagen gepackt und nach Segovia abgeführt. Wie sehr sich jedoch die Königin beeilt haben mochte, ihn den Händen des Engländers zu entreißen, sie war dennoch zu spät gekommen, denn Ripperda hatte bereits am Abend vorher demselben alle Staatsgeheimnisse verrathen.

In dem Gefängniß von Segovia hatte der Exminister Zeit, über seine Schande und seinen Sturz nachzudenken. In der Stadt sang man Spottlieder auf ihn, während er seine blasse Stirn an die eisernen Fensterstäbe drückte, als wollte er sie sprengen, und starren Auges in die gelben Wogen der Gredma sah, die ohnmächtig den Thurm zu erschüttern versuchten, in dem er gefesselt war. Kein Schlaf kam über sein brütendes Haupt, und dennoch erhob sich sein

\*) Wer das britische Parlament, das hier von seiner schmerzhaften Seite dargestellt ist, auch von seiner historischen und politischen Seite kennen lernen will, dem empfehlen wir folgende kürzlich in Berlin (Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung) erschienene Schrift: „Das Englische Parlament. Organisation und Geschäftsverfahren. Historisch-kritische Verbindung mit Bezug auf heutige Zustände, von Dr. Franz Schulte.“

Geist aus seiner verzweifelnden Ruhe. Der Durst nach Rache entbrannte in ihm, und nach einigen Monaten fand man unter seinen unzähligen Papieren einen wahnsinnigen Plan, ganz Europa zu einem allgemeinen Kriege gegen Spanien aufzuregen. Die Rachegeanken beschäftigten ihn so sehr, daß er selbst in Gegenwart seiner Wächter grobe Beleidigungen gegen den König und obföcne Schimpfreden gegen die Königin, ja gegen ganz Spanien ausstieß, das er nicht nennen konnte, ohne in Wuth zu geraten. Eines Tages erzählte man ihm, daß ein englisches Geschwader an der Südküste des Königreichs gelandet sey. Diese absurde Nachricht erfüllte ihn mit solcher Freude, daß er augenblicklich seine Staatskleider anzog. Er war närrisch geworden, und die fieberhafte Unruhe, mit der er den dummen Gerüchten zuhörte, die man von dem Pässe Europa's gegen Spanien erfand, um sich an seiner Freude zu ergötzen, seine Wuth, wenn man über seine Leichtgläubigkeit lachte, seine unaufhörlichen Nachtwachen untergruben endlich seine kräftige Gesundheit und zogen ihm ein hitziges Fieber zu, das seinem Leben Gefahr drohte.

(Schluß folgt.)

## Brasilien.

### Bahia und der Negerhandel in Brasilien.

Die Geschichte der ersten portugiesischen Niederlassung in der Bai von Bahia ist ziemlich romantisch. Im Jahre 1516 geht ein Schiff von Lissabon nach Ostindien ab und leidet auf einer Sandbank im Norden der Bai Schiffbruch; kaum kann sich die Mannschaft retten. Nachdem sie aufs Land gestiegen, werden die Portugiesen von Menschenfressern ergriffen und umgebracht. Ein Einziger, Alvarez Correo, entgeht dem traurigen Loos seiner Genossen; die Feuerwaffen, die er gerettet, stoßen den Indianern heiligen Schrecken ein; die Wilden neigen sich mit Achtung vor ihm, sie nennen ihn Caramuru (Feuermann). Intelligent und tapfer, weiß Alvarez das Vertrauen dieser Barbaren zu verdienen; er zieht an ihrer Spitze gegen einen feindlichen Stamm, siegt und erhält zur Belohnung das höchste Kommando und die Hand der Tochter eines Häuptlings. Bald des wilden Lebens überdrüssig geworden, schiffet sich der unerschrockene Portugiese auf einem französischen Fahrzeug ein, welches an der Küste Färbholz holte. Nachdem er, so wie seine junge Frau, welche das Christenthum annahm, von Heinrich II. in Frankreich freundlich aufgenommen worden, kehrt Alvarez wieder zu seinem Stamm zurück, mit dem Versprechen, freundschaftliche Verbindungen zwischen Frankreich und den ihm unterworfenen Stämmen anzuknüpfen. In Brasilien wurden die großen Eigenschaften des Portugiesen durch neue Schwierigkeiten auf die Probe gestellt; doch ging er siegreich aus allen hervor und übte eine wohlthätige Autorität auf die Eingebornen. Auch seine Frau zeichnete sich neben ihm durch eine seiner würdige Festigkeit und Unerbrotendheit aus.

Im Jahre 1549 legte Thomé de Souza im Auftrage Portugals den Grund zu der Hauptstadt von Brasilien, denn erst seit hundert Jahren ist Bahia nicht mehr die Residenz der portugiesischen Vizekönige. Alvarez unterstüzte mit seinen Rathschlägen und seinem Einfluß den neuen Gouverneur und starb, umgeben von allgemeiner Achtung. Man bewunderte an ihm jene männliche Energie und jene mächtigen Eigenschaften, die eine Zeit lang das Privilegium der portugiesischen Race zu seyn schienen. Gegenwärtig hat sich kaum eine Erinnerung an die ehemaligen Besitzer dieses fruchtbaren Landes erhalten; die Race der Indianer, die Alvarez beherrschte, ist verschwunden; ein Monument zum Andenken seiner Frau in der ältesten Kirche von Bahia erinnert allein an das abenteuerliche Geschick des Portugiesen und seiner mutigen Gattin. Nach Alvarez' Tode nahm Bahia's Blüthe rasch zu. Die Allerheiligen-Bai wurde der besuchteste Hafen Brasiliens; die Fahrzeuge reichten kaum hin, um den Zucker und Kaffee aus den Magazinen der reichen portugiesischen Kaufleute aufzunehmen. Die Bedeutung, die Rio-Janeiro gewann, konnte allein der kommerziellen Entwicklung Bahia's ein Ziel setzen. Die alte Hauptstadt kämpfte noch einige Zeit mit der neuen; die Unabhängigkeit Brasiliens, die Unterdrückung des Sklavenhandels und endlich der Aufstand von 1837 machten seiner Blüthe vollends ein Ende.

Die Stadt Bahia besteht aus zwei Theilen. Die untere Stadt ist der Mittelpunkt des Handels. Die lange schmale Straße längs der Küste ist voll von Magazinen und Handwerkerbuden. Die obere Stadt ist weniger belebt als die untere; dagegen ist ihre ganze Architektur eine edlere. Bahia ist der Sitz des Metropolitans von Brasilien. Zahllose Klöster geben ein Zeugniß von seiner religiösen Wichtigkeit. Die Zahl der Mönche und ihre Reichthümer haben zwar abgenommen, sind aber immer noch sehr bedeutend. Die Frauenklöster haben in Bahia einen eigenthümlichen Charakter; man beschäftigt sich daselbst mit Anfertigung von Blumen in Federn, und es herrscht unter den Nonnen die schamloseste Libertinage. Die Beispiele einer solchen Verbindung der Ausschweifung und der Frömmigkeit sind übrigens in Brasilien nicht selten.

Die Gesellschaft von Bahia gleicht nicht der von Rio-Janeiro: einmal herrscht dort mehr Perzlichkeit, und dann genießen die Frauen mehr Freiheit. Sie nehmen an den Vergnügungen der Welt Theil, und die Männer, obgleich sehr eifersüchtig, erlauben, daß man sie begleitet. Diese Frauen, die alle den Bunisch haben, zu gefallen, sind im Allgemeinen nicht sehr hübsch und nähern sich sehr den Mulattinnen durch ihren olivenfarbigen Teint. Man muß ihnen Dank wissen für ihr Streben, die traurigen Salons Brasiliens zu beleben und sich aus dem Zustand der Gedrücktheit zu erheben, in welchem sich ihr Geschlecht in den anderen Provinzen befindet. Ihrem lebenswürdigen Einfluß ist es zuzuschreiben, daß die Stadt ziemlich treu die europäischen Sitten be-

wahrt hat; sie hat ihre Feste, ihren Karneval. Dieser Karneval von Bahia ist ein eigenthümliches Vergnügen. Drei Tage lang sind alle Geschäfte suspendirt; wenn man ausgeht, so bekommt man von allen Seiten Wasserkrüge auf den Kopf geworfen und kommt zerquetscht, beneßt, oft verwundet nach Hause. Doch ist es möglich, daß eine hübsche Frau dir eine Frucht von Bachs, die mit einem wohlriechenden Wasser gefüllt ist, zuwirft, und dann steht es dir frei, dich bei ihr einzuführen, denn alle Häuser bleiben offen. Wie viele Verbindungen haben während der intrudos begonnen! Daher hatten auch die jungen Leute und die Frauen mit gewissenhafter Sorgfalt die alte Gewohnheit des Karnevals fest.

Da ich mich nicht entschließen konnte, in den schmutzigen Gasthöfen Bahia's zu wohnen, so war ich froh, die Gastfreundschaft unseres Konsuls zu empfangen. Die Hitze ist so stark, daß es selten möglich ist, während des Tages zu Pferde zu steigen. Das gebräuchlichste Transportmittel ist die cadeira, eine Art bedeckter Sessel, die mit Vorhängen versehen ist und von zwei Sklaven auf den Schultern getragen wird. Diese geschlossenen Sänften sind von den Frauen sehr gesucht, welche sich ihrer bedienen, um sich zu ihren Liebhabern zu begeben. Jede etwas reiche Familie hat ihre besondere Cadeira mit Vorhängen von damaszirter Seide, einem reich geschmückten Sessel und Negern in Livree. Doch während des Tages bedient man sich gewöhnlich der gemieteten Cadeira's und spart die eigene für große Assembléen. Die Kongo-Neger, die als Träger gebraucht werden, sind ein schöner Menschenschlag von großer Intelligenz. Mehr auf ihren Vortheil bedacht als die anderen Neger-Racen, sammeln die Kongo's das Geld, das sie verdienen, um sich nach einigen Jahren loszukaufen. Alle ziehen es vor, für ihre eigene Rechnung zu arbeiten, als in dem Hause ihres Herrn zu bleiben. Beim Anblick dieser starken und kühnen Neger kommt man unwillkürlich auf bedenkliche Betrachtungen über den Zustand der schwarzen Bevölkerung gegenüber den Weißen. So groß auch die Apathie der brasilianischen Regierung ist, so giebt es doch Situationen, die man nicht lange mit kaltem Blute ansieht. Selbst die Männer, die an der Spitze der Geschäfte stehen, fangen an, mit Schrecken die Zahl der Sklaven zu bemerken, die seit einigen Jahren ihre Freiheit erlangt haben. Diese Zahl beträgt für Bahia allein 12,000. Man hatte den freien Negern den Aufenthalt in der Stadt untersagen wollen, doch hätte diese brutale Maßregel nie ausgeführt werden können. Man hat sich begnügt, ihnen eine Kopfsteuer aufzulegen, die sie sich einst wieder zurückzahlen zu lassen gedenken von den Portugiesen, gegen welche sie einen Haß hegen, der durch das Blutbad von 1838 nicht befriedigt worden. Die Insurrection von 1838, obgleich sie ohne Resultat blieb, ist ein viel ernsteres Ereigniß als der Aufstand der Provinz Minas-Geraes im Jahre 1841. In Bahia war das Geschrei der Empörer: „Tod den Portugiesen!“ Alle Menschen von weißer Race wurden auf den Straßen ermordet, ihre Häuser überfallen, und nur die, welche in einige Entfernung von der Stadt fliehen konnten, entgingen der Wuth der freien Neger und Mulatten. Sabino, ein ausgezeichnete Arzt und ein Mann von Talent und Entschlossenheit, stand an der Spitze der Bewegung. Der Zweck der Insurgenten war, eine föderative Republik zu proklamiren, nachdem sie sich von der Autorität der Portugiesen losgemacht, welche, lauter reiche Negozianten und über große Kapitalien verfügend, auf die Verwaltung der Provinz großen Einfluß übten. Furchtbare Abtheilungen wurden während der fünfmonatlichen Dauer der revolutionären Regierung begangen. Die Neger und Mulatten mordeten kaltblütig und ohne Mitleid die Portugiesen. Wenn das Opfer nur verwundet war, wehe dem, der ihm zu helfen wagte. Ein französischer Arzt sah auf einer der belebtesten Straßen einen Portugiesen dem Tode nahe; er erkennt in ihm einen seiner Freunde und eilt zu seinem Beistand herbei. Die Mörder, die nicht weit waren, kehren sogleich um und reißen den Doktor mit Gewalt weg. „Du bist ein Franzose“, rufen sie, „aber wenn du je einem Portugiesen zu helfen wagst, wehe dir!“ So mußte der Franzose, von diesen Menschen oder vielmehr von diesen wilden Thieren, welche ihre Dolche auf ihn gezückt hielten, ergriffen, seinen Freund ohne Hülfe sterben lassen.

Die kaiserlichen Truppen belagerten endlich die insurgirte Stadt zu Wasser und zu Lande. Von allen Seiten eingeschlossen, organisirte der Mulatte Sabino eine kräftige Verteidigung; die ganze freie oder sklavische Bevölkerung verband sich mit ihm, und erst nach viertägigem Sturm konnten die Truppen Bahia besetzen. Sabino, da er sah, daß der Widerstand unmöglich ward, wollte die Stadt anzünden; man legte Feuer in alle Viertel, aber die Truppen konnten es löschen, und Bahia entging einer gänzlichen Zerstörung. Verfolgt von den Siegern, suchte der Rebellen-Chef eine Zuflucht bei dem französischen Konsul; doch bald drangen die Soldaten in das Haus und bemächtigten sich Sabino's, der sich nackt unter ein Bett geworfen. Die Regierung, mit ihrem Triumph zufrieden, glaubte sich nicht stark genug, um gegen die Rebellen mit Strenge zu verfahren. Man bewilligte Allen, die sich unterwarfen, eine Amnestie, und Sabino wurde in die Provinz Matto-Grosso geschickt, wo er in diesem Augenblick eine vollständige Freiheit genießt.

Die damals aufgeworfene Frage wird einst wiederkehren, und der Chef der Insurgenten von 1838, der noch jung ist, kann dann der Regierung neue Verlegenheiten bereiten. Von Bahia wird ohne Zweifel die erste Auflehnung gegen die Centralisation von Rio-Janeiro ausgehen. Die Zahl der Mulatten wächst in Bahia in einem bedenklichen Maß; um sie gruppiren sich alle Neger, denen es gelingt, sich durch ihre Arbeit loszukaufen, und diese Bevölkerung erträgt nur mit Widerstreben die Herrschaft der Weißen. Ein neues Gemischel unter den Portugiesen der Provinz wird das Signal zu Unordnungen seyn, die das Ministerium mit Mühe unterdrücken wird: die Begnähmung eines Negerchiffs durch die Engländer an den Küsten Brasiliens kann von einem Tage zum anderen eine schreckliche Explosion hervorrufen. In der That machen

die Farbigen den Portugiesen weniger zum Vorwurf, daß sie die Sklaverei aufrecht erhalten, als daß sie ihre Rechte nicht gegen die Forderungen Europa's verteidigen. Daher werden auch nicht bloß in der Provinz Bahia, sondern im ganzen Reich die Engländer, welche mit der Regierung schon eine Menge Händel gehabt, verabscheut, und wenn durch eine Revolution eine Föderativ-Republik zu Stande käme, so müßten die Kaufleute dieser Nation sich entfernen, um ihr Leben zu retten. Die Franzosen genießen mehr Vertrauen und mehr persönlichen Einfluß; ihr Leben wäre geschützt, doch würden auch ihre Interessen bei einer Revolution leiden, welche die Tendenz hätte, Brasilien von Europa zu isoliren. Alle einflussreiche Männer Bahia's können nicht ohne Trauer an die Zukunft ihres Landes denken; der Präsident der Provinz selbst gesteht, daß es unmöglich sey, das Ende der inneren Konvulsionen vorherzusehen, durch welche Brasilien die Unabhängigkeit erkauft hat. Die Regierung sieht das Uebel, die Versammlung der Provinz schlägt Resolutionen vor, man geht so weit, sie anzunehmen, aber nie werden sie ausgeführt. Wenn irgend ein Fehler begangen wird, so schreibt man ihn dem Einfluß der Fremden zu.

Unter den europäischen Fahrzeugen, die in Bahia anlegen, sind viele nach der afrikanischen Küste bestimmt, und sie holen hier Rum und starke Getränke, die von allen Regern der Küste gierig gesucht werden. Die Maßregeln gegen den Handel erklären zum Theil den Verfall Bahia's. Nach den Verträgen Brasiliens mit England sollte der Sklavenhandel nicht mehr bestehen; aber da er durch die Behörden begünstigt wird und Vortheile abwirft, mit welchen das so lebhaft betriebene als in Bahia. Eine Golette, deren Werth sammt ihrer Ladung auf 100,000 Franken geschätzt wurde, ankerte während meines Aufenthalts in Bahia; sie brachte eine Ladung von 600 Sklaven mit, die mit einer Million bezahlt wurde. Selbst in dem Fall also, daß von zehn Fahrzeugen nur eines den englischen Kreuzern entgeht, hat der Kaufmann, der sie ausgerüstet, seine Ausgaben gedeckt; aber gewöhnlich wird von drei Goletten kaum eine weggenommen, die anderen erreichen mit ihrer Ladung den Hafen. Man begreift, daß unternehmende Leute, die um jeden Preis reich werden wollen, so guten Chancen nicht widerstehen können.

Wenn es nur moralische und religiöse Motive wären, welche England in seinen Bestrebungen für Emancipation der Neger leiten, so könnte man seiner Beharrlichkeit in Verfolgung des Sklavenhandels nur Bewunderung und Lob zollen. Leider ist es für den, der Sierra-Leone gesehen hat, schwer, sich hierüber länger zu täuschen. Die von den Sklavenschiffen weggeführten Neger unterliegen in Sierra-Leone einer ärgeren Sklaverei als in allen anderen Kolonien der Welt. Ehe sie die Insel erreichen, erliegen die Unglücklichen oft in dem beweglichen Gefängniß eines Schiffs den Leiden einer gräßlichen Gefangenschaft. Ein englischer Arzt versichert, er sey Zeuge gewesen, wie in einer einzigen Nacht 23 Neger auf einem solchen Schiff aus Mangel an Luft und Weisand umkamen. In Sierra-Leone werden die Neger an englische Pflanzler vermiethet, und zwar auf vierzehn Jahre. Oft verkaufen sie ihre Herren ohne Gewissensbisse vor dem Ablauf des Termins, wobei sie, um sich gegen weitere Reclamationen zu sichern, nur über den Tod des Miethlings einen Schein auszustellen brauchen; es ist vorgekommen, daß Neger, die von den Pflanzern in Sierra-Leone verkauft worden, aufs neue in die Hände der Negerhändler gekommen sind. Alle, die Brasilien besucht, haben solche Sklaven getroffen; ich hatte anfangs Mühe, zu glauben, daß England dergleichen Mißbräuche dulde, aber ich mußte mich der Evidenz gefangen geben. Die Neger sind in Sierra-Leone Sklaven, wie in Brasilien; denn das Engagement von vierzehn Jahren ist nur als eine verdeckte ewige Sklaverei zu betrachten. Es ist traurig, daß man den inneren Zustand dieser englischen Kolonie so wenig kennt. Nach glaubwürdigen Berichten soll die Behandlung der Neger durch die Pflanzler der britischen Philanthropie durchaus keine Ehre machen.

In Bahia war es, wo die Sache der französischen Brigg „Marabut“ zur Sprache kam, welche, nachdem sie den Hafen verlassen, von dem Kommandanten des „Schwanz“, Capitain Christie, in Beschlag genommen ward, und zwar, weil auf dem Schiff Bretter waren, die der Capitain erst, nachdem er sich mit der Autorisation des Konsuls versehen, mitgenommen hatte. Der „Marabut“ ward nach Bahia zurückgeführt: der Konsul protestirte gegen die Verhaftung, aber ehe er die Freiheit der Passagiere und der französischen Mannschaft erlangen konnte, reiste der Capitain Christie nach Rio-Janeiro, um sich die Genehmigung seiner Chefs zu holen, und diese schickte, ohne weitere Nachrichten einzuziehen, das französische Fahrzeug nach Cayenne. Hier ward der Capitain Christie zu Schadenersatz verurtheilt, doch war dies nur eine schwache Entschädigung für die Leiden der mit Unrecht gefangen gehaltenen Passagiere. Die britische Regierung schien sogar den Capitain Christie entschädigen zu wollen; man rief ihn zurück, indem man ihn beförderte.

Die Annäherung der englischen Offiziere, welche beauftragt sind, den Sklavenhandel zu verfolgen, ist ein immer wiederkehrender Anlaß zu Konflikten und Verwickelungen. Der Capitain Rott, Kommandant des „Partridge“, hatte ein verdächtiges Fahrzeug in Sainte-Catherine einlaufen sehen, ohne es durchsuchen zu können. Er erscheint vor den brasilischen Behörden und fordert sie auf, ihm das Fahrzeug vor Anbruch der Nacht auszuliefern, wenn nicht, werde er die Stadt beschießen. Die empörten Behörden protestiren gegen diese Gewaltthätigkeit und weigern sich, zu gehorchen. Der arme Capitain mußte sich zurückziehen, ohne seine Drohung ausgeführt zu haben. Dieses hochmüthige Betragen der Kommandanten der englischen Kreuzfahrer erbittert natürlich die ganze Bevölkerung Brasiliens, und England, statt seinen Zweck zu erreichen,

verfehlt ihn nur, da diese ungeschickten Manifestationen nur dazu dienen, einen dumpfen Widerstand hervorzurufen. Ueberdies stehen die Forderungen Englands in auffallendem Widerspruch zu dem Verhalten derer, die es in Brasilien repräsentiren. Außer den englischen Compagnieen, die Sklaven besitzen, sieht man die Agenten Englands und seine Kaufleute während ihres Aufenthalts im Reiche Schwarze kaufen, die sie bei ihrer Abreise wieder verkaufen. Der englische Gesandte in Rio-Janeiro wird nur von Sklaven bedient; es wäre ihm leicht, sich mit freien Leuten zu umgeben, aber ihre Dienste sind kostspieliger, und die Philanthropie muß vor der Billigkeit schweigen. Welche Autorität können die Vorstellungen des Herrn Hamilton gegen einen Mißbrauch haben, von welchem er zuerst Nutzen zieht? Das sicherste Resultat der englischen Kreuzfahrten ist dies, daß sie den dazu verwendeten Kriegsschiffen ungeheure Vortheile verschaffen. Daher denken auch die Capitaine nur daran, ihr Glück zu machen; was sie vor Allem suchen, ist die Indemnität, die man ihnen als Belohnung bewilligt; wenn man die Indemnität abschaffte, wenn sie nur die Befehle der Regierung auszuführen hätten, so würden sie vielleicht, weniger von der Aussicht auf Gewinn getrieben, mit mehr Würde und Klugheit zu Werke gehen. (R. d. d. M.)

### Mannigfaltiges.

— Italiänische Berichte über deutsche Bühnendichter. Wir haben schon öfter die Bemerkung gemacht, wie wenig bekannt die deutsche Literatur in Italien und zwar auch im nördlichen Italien sey, wo man doch durch österreichische Vermittelung einige Bekanntschaft mit derselben voraussetzen sollte, wenn auch die Oesterreicher selbst immer von Deutschland als einem jenseitigen sprechen. Einen neuen Beweis liefert uns die in Mailand erscheinende Rivista Europea vom 30. September, in welcher sich ein Artikel über die neueren dramatischen Schriftsteller Deutschlands befindet (Scrittori drammatici moderni della Germania), der von den allerseitsamsten Schnitzern voll ist. Der Artikel ist freilich ein übersehener, und zwar aus dem Englischen, doch können wir versichern, daß die Schnitzer lediglich der italiänischen Person angehören, da wir das Original ebenfalls kennen und es daher mit lehrterer zu vergleichen im Stande sind. Der italiänische Artikel berichtet von deutschen Künstlerdramen in der Weise von Delenschlager's „Correggio“, „und dazu gehören“ (hier lassen wir seine eigenen Worte folgen) „nachstehende Stücke: der Albrecht Dürer von Schenk, der Hans Sachs von Einburostein, der Tasso von Goethe, der Raupach von Jedlit, der Camoens von Palm und der Riccardo Selvaggio von Gukow.“ Riccardo Selvaggio (der wilde Richard) ist die wörtliche Uebersetzung des englischen Richard Savage, das der naive Italiäner (Sianor V. Grotolani, unter der Redaction von Gottardo Calvi) für englische Worte hielt, die aus dem Deutschen übersetzt seyen, womit er also zugleich bewiesen, daß er die englische Literatur eben so wenig kenne als die deutsche. Der „Raupach von Jedlit“ ist aber schon die köstlichste Blume in diesem dramatischen Strauß, die wir, so wie die Placirung von Goethe's Tasso mitten unter die neueren Dramen, dem Umstand zu verdanken haben, daß im Original gesagt wurde, der Tasso sey zugleich von Goethe, von Raupach (Tasso's Tod) und von Jedlit (Kerker und Krone) dramatisch bearbeitet worden. Der Italiäner ließ sich in seinem „Raupach von Jedlit“ nicht einmal durch den Umstand irre machen, daß er späterhin den Verfasser von „Isidor und Olga“ selbst und zwar ziemlich oft zu erwähnen und zu nennen hatte. Von den „Hohenstaufen“ wird gesagt: „Rammer zog diese interessante Chronik aus staubigen Archiven, und Raupach hatte nichts weiter zu thun, als die historische Erzählung zu dialogisiren und in Scenen abzutheilen.“ — Inzwischen brauchen sich unsere Dichter nicht sehr zu beklagen, da auch die Werke des alten Calderon dem naiven Italiäner nicht besser bekannt sind, als die ibrigen: so wird unter Anderem erzählt, der Dichter Wesp (Wesp) habe Calderon's La vita è un dramma (Das Leben ist ein Drama) für die deutsche Bühne bearbeitet, welcher Titel augenscheinlich einem „Blunder“ des Uebersetzers zu verdanken ist, der das englische dream (Traum) für drama gelesen hat.

— Aus Madrid. Von welchem Frömmigkeits- und Wohlthätigkeits-sinne die junge Königin von Spanien besetzt ist, beweist folgender Zug, welchen Madrider Blätter von ihr berichten: Als kürzlich die Königin Isabella einem Priester begegnete, der das heilige Sakrament trug, stieg sie aus dem Wagen, ließ den Priester hineinsteigen und begleitete ihn zu Fuß bis in die Kammer eines jungen Mädchens, welches an der Schwindsucht daniederlag und die letzte Delung verlangt hatte. Das junge Mädchen war sehr arm, und die Königin sah, daß es ihr an den nöthigen Bedürfnissen fehle. Sie ließ ihr daher alles Geld zurück, das sie bei sich trug, und als sie nach ihrem Palais zurückgekehrt war, sandte sie ihr noch 640 Realen (80 Thaler) und befahl, daß ihr außerdem bis zur Beendigung ihrer Krankheit täglich 12 Realen (1½ Thaler) gezahlt werden sollten. Das war aber noch nicht Alles; die Königin schickte auch zwei ihrer Aerzte, um sich darüber versichern zu lassen, ob nicht noch Hoffnung vorhanden sey, die Kranke wiederherzustellen. Die Aerzte erklärten, daß allenfalls davon noch etwas zu hoffen wäre, wenn das Mädchen nach einem Ruhstalle gebracht und dort gepflegt werde; die Königin ertheilte darauf sogleich den Befehl, die Kranke in einem ihrer Landhäuser nach ärztlicher Vorschrift unterzubringen. Dergleichen Züge, die nach und nach bekannt werden, tragen natürlich dazu bei, die junge Königin in Madrid sehr beliebt zu machen.